

Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur
Thürner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 21. 1895.

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.)

12. (Nachdruck verboten.)

In K. war die alte Ordnung wieder hergestellt. Die Arbeiter waren zur Arbeit, die flüchtig gewesenen Beamten wieder in ihre Kanzleien zurückgekehrt. Eine Gerichtskommission war allerdings auch erschienen, um die Vorfälle zu untersuchen — insbesondere den Todtschlag an Jan, dem Bahnwärter — indessen brachte sie nicht viel heraus. Die Schuld wurde auf einige ledige Häuser, die inzwischen verschwunden waren, geschoben, und man gab sich gerne damit zufrieden, um die Arbeiterschaft nicht neuerdings aufzuregen.

Bertrand hatte einen langen Brief Snyders' erhalten, das heißt einen Brief, der die Unterschrift des Eisenkönigs trug; für lange Schriftstücke waren dessen Federzüge zu gewichtig. Baron Snyders war gewohnt, seinen Sekretären die Briefe zu diktiren, so wie er zu sprechen gewohnt war, derb, gerade heraus, mit dem vollen Selbstbewußtsein seiner Macht. Den Sekretären fiel die Aufgabe zu, allzustarke Rücksichtslosigkeiten durch einige höfliche Wendungen zu mildern, und das gab den Briefen manchmal eine recht seltsame Fassung, welche die Empfänger befremdete.

So erging es auch Bertrand; er wurde anfangs nicht recht klug aus dem Schreiben; war der Baron mit seinem Erfolge zufrieden oder unzufrieden? In Wahrheit war eigentlich beides der Fall. Der Eisenkönig war natürlich froh, daß die „dumme Geschichte“ beigelegt worden, aber ungehalten über das Mittel, durch welches der Erfolg erzielt war, das heißt durch die Geldopfer, welche die in seinem Namen gegebenen Zusicherungen erforderten. Lohnerhöhung — sie war freilich bescheiden genug — Aufwand für bessere Betriebseinrichtung: das waren Dinge, welche Baron Snyders nicht gerne hörte. Zudem

zeigte er sich noch ärgerlich über den „dummen Scherz“, die Wette, deren Betrag er pünktlich, wie es einem Gentleman ziemt, an Baron Daubrac überwiesen hatte.

Der erste Theil des Briefes lautete daher ziemlich ungnädig; während des Diktirens hatte aber der Eisenkönig offenbar im Kopfe überschlagen, daß durch die frühzeitige Beendigung des Streiks, der für ihn Tag für Tag je einen Verlust von mindestens zehntausend Franken bedeutete, die Opfer reichlich hereingebracht seien, und so schloß das Schreiben mit der Verlängerung der unbedingten Vollmacht auf unbestimmte Zeit.

Bertrand war somit jetzt Generaldirektor — wie ihn die Beamten nannten — und konnte in K. nach Belieben schalten und walten. Auf

wie lange freilich, wußte er nicht. Auch hatte Baron Snyders es übersehen, seinem Generaldirektor ein Gehalt anzuweisen, auf welchen Umstand Letzterer erst durch den Kassier aufmerksam gemacht wurde, als dieser anfragte, welche Bezüge er für den Herrn Generaldirektor in Rechnung stellen solle.

„Eröffnen Sie mir hier blos ein Konto,“ hatte Bertrand darauf einigermassen verlegen erwidert, „das Uebrige wird in Paris geregelt.“

Der neue Generaldirektor fand übrigens bald, daß die Beamten ihm nicht sehr freundlich gesinnt seien, und er mußte sich sagen, daß er an ihnen wenig Rückhalt haben dürfte, wenn irgend welche neuen Schwierigkeiten auftauchen würden.

Dagegen hatte er, wie er glauben durfte, an den deutschen Steigern und — an Grigorj treue Anhänger. Bei dem großen Einflusse, den der Riese auf die Arbeiter ausübte, war dies von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Einer kleinen Undankbarkeit hatte sich indessen Bertrand schuldig gemacht; er hatte in den ersten Tagen — die Geschäfte mochten freilich dies entschuldigen — Suska ganz vergessen, der er ja so viel dankte. Als er sich dann ihrer erinnerte und nach ihr fragte, erhielt er zur Antwort, das Mädchen sei aus K. verschwunden. Jene, die er fragte, wußten nicht, wohin sie sich gewendet habe, und jene, die es wußten, zu fragen, fiel ihm nicht ein. Zwei Menschen hätten ihm genauen Aufschluß geben können, Grigorj und — Léon.

Als Grigorj an jenem ereignisreichen Morgen von der Landstraße heimgekehrt war, nachdem er sich von dem Abzuge der Ulanen überzeugt, hatte er Suska noch immer vor dem Werksgebäude kauend gefunden. Er hatte seine Hand auf ihre Schulter gelegt und gesagt: „Stehe auf und komme mit mir;“ dann waren Beide in die Hütte Grigorj's gegangen, eine elende Hütte mit einem einzigen wohnlichen Raume, aber freies Eigenthum des Besitzers, keine Gnadenwohnung in den



Dr. Joseph Zemp, schweizerischer Bundespräsident. (S. 163)

Arbeiterhäusern des Gewerkes, die auch nicht viel reinlicher und behaglicher waren. Uebrigens war die Hütte Grigorj's zwar halb verfallen und ärmlich, aber im Innern doch in leidlicher Ordnung gehalten, und der spärliche Hausrath zeigte wenigstens keinen Schmutz. Grigorj's alte Mutter, eine zusammengeschrumpfte Greisin, aber mit ihren zitternden Händen fortwährend thätig, sorgte für diese bescheidene Behaglichkeit des Raumes.

Hierher hatte Grigorj das Mädchen geführt, und dann das Mütterchen veranlaßt, zu einer Nachbarin zu gehen.

"Das ist mein Haus, wie gefällt es Dir?" begann Grigorj.

"Warum hast Du mich hierher geführt?" gab sie zurück.

"Warum? — Weißt Du noch, was Du mir am Oftertage sagtest, als ich Dich bat, mir gut zu sein? Weißt Du es noch?"

"Ja, ich weiß es," erwiderte sie.

"Glender, rühre mich nicht an, sagtest Du. Ist es nicht so?"

"Es ist so."

"Und weißt Du, was ich Dir zuschwor?"

"Daß ich Dein Weib werden müßte!"

"Du hast es nicht vergessen. So ist es.

Und wenn Grigorj schwört, so hört es der Himmel und hört es die Hölle, und wenn er sagt, es muß sein, so wird es geschehen." Der Burche sprach dies mit dem eigenthümlichen Ausdruck eines Schwärmers, der an seine prophetische Sendung glaubt, der weiche klangvolle Ton seiner Stimme verlieh den Worten etwas Feierliches, Beschwörendes. "Glaubst Du an mich?" setzte er hinzu.

"Ich glaube Dir," war die Antwort.

"Run, so rede, was willst Du thun?"

"Setze Dich, Grigorj; ich will Dir in's Auge sehen, wenn ich zu Dir reden soll."

"Ei, Du willst mir jetzt schon thun!" Der Burche lächelte geschmeichelt. "Gefallen Dir meine Augen schon?"

Er fügte sich ihrem Wunsche und setzte sich auf die Bank hinter dem großen Holztisch, der jetzt die Beiden wie eine Scheidemauer trennte.

Das Mädchen sah ihm fest in's Gesicht, und doch schien es, als ob ihr Auge nicht auf ihn, sondern in die Weite schauete. "Ich hasse Dich, Grigorj, und doch weiß ich, daß ich Dir gehorchen muß. Gib mich frei, lasse mich sterben!"

"Nein! Meine Seele hängt an Dir. Willst Du meine Seele tödten?"

Ein leises Zittern schüttelte den Körper des Mädchens. Plötzlich riß sie den Revolver hervor, den sie noch unter dem Busentuch verborgen gehalten hatte.

"Ich will sterben!" schrie sie auf. Grigorj machte keine Bewegung, er sah sie nur an.

"Märrin Du! Ich will, daß Du lebst, und Du wirst leben," sagte er ruhig. Er hatte übrigens bemerkt, daß die Sperre noch in der Waffe steckte und konnte daher wohl ruhig bleiben. Suska wußte ja mit dem Dinge nicht umzugehen.

Das Mädchen ließ die Waffe sinken. In ihrem Gesichte, das noch eben so kalt und erstarrt erschienen war, zeigte sich ein Ausdruck von Angst; es zuckte wie ein Kind, das zu weinen beginnen will.

"Laß mich noch ein Jahr frei; ein kurzes Jahr," bat sie in ganz verändertem Tone. "Der alte Jan ist noch nicht begraben, ich will ein Jahr lang für seine Seele beten."

"Ein Jahr?" fragte er, doch ein wenig mißtrauisch. "Und dann!"

"Dann will ich thun, was Du befehlst!"

"Schwörst Du mir das zu?"

"Ja, ich schwöre es Dir zu."

"So sei es denn; ich will ein Jahr warten. — Wo aber wirst Du jetzt bleiben? Wer wird für Dich sorgen?"

"Ich werde zu Bal Suppan gehen, er hat keine Kinder und kann mir einen Platz in seiner Hütte geben. Und dann werde ich in der Grube arbeiten."

Grigorj nickte zustimmend. "Ich werde dem Obersteiger sagen, daß er Dich meiner Rote zutheilt. Meine Seele verlangt, Dich zu sehen."

So endete das Gespräch zwischen den Beiden. —

Am nächsten Tage fuhr Suska zur Grube; sie mußte einen schweren "Hund" schieben*). In der dunklen Tiefe, nur vom spärlichen Lichte kleiner Dellämpchen erhellt, in dem schmalen Stollen, durch welchen ein feuchtkühler Luftzug strich, mußte sie zwölf Stunden ausharren, bis sie wieder das Tageslicht sehen durfte. Als sie heraufkam, war ihr Gesicht geschwärtzt und die Augen schmerzten sie, bis sie sich wieder an die Helle — und es war doch nur Abenddämmerung — gewöhnt hatten.

Am zweiten Tage wollte sie eben wieder nach ihrer Heimstätte zurückkehren, als ihr Daubrac und Léon begegneten. Der Baron erkannte sie trotz des geschwärtzten Antlitzes und der ruhigen, zerschliffenen Kleidung. Er blieb stehen und sprach in seiner lebhaften Weise auf sie ein, bis ihm ihr Schweigen und der verwunderte Ausdruck ihrer Züge daran erinnerten, daß das Mädchen ja seine Rede nicht verstehen könne. Er begnügte sich daher, ihr die Hand, die sie nur widerwillig ihm ließ, zu drücken, in seinen Blick möglichst den Ausdruck warmer Theilnahme zu legen, und dann Léon ausführlich auseinander zu setzen, daß die Verwendung eines, zudem so schönen Mädchens zu solcher Arbeit ein Skandal, eine Tyrannei, ein Verbrechen sei, das er nicht dulden werde.

Léon stimmte natürlich dem Freunde zu und meinte, man müsse darüber mit dem Herrn Generaldirektor sprechen.

"Nah, wer weiß, ob das nützen würde," hatte nach einer Weile der Baron darauf erwidert. "Lasse mich das besorgen."

Am vierten Tage erschien Suska nicht mehr am Morgen vor der Grubeneinfahrt. Sie war verschwunden; merkwürdiger Weise schien dies Grigorj gar nicht zu beunruhigen, und als ihn ein Kamerad nach Suska fragte, gab er ruhig zur Antwort: "Sie ist fort, was kümmert's Dich!"

Damit war diese Sache abgethan, denn Keiner hatte es gewagt, weitere Fragen zu stellen. Hinter seinem Rücken zischelten sie freilich, und Negotie, der ein wenig eifersüchtig auf das Ansehen des Riesen war, bemerkte bissig: "Der hält es mit allen Weibern, die einen Narren an ihm gefressen haben. Er hat sie fortgeschafft, damit ihm Niemand die Dirne abwendig mache, und damit das einfältige Ding nicht erfahre, daß er schon auf eine Andere ein Auge hat. — Ich hab' es gesehen," versicherte Negotie eifrig, als Ausrufe des Zweifels laut wurden, "gestern Abend stand er weit draußen auf der Straße mit einem Weibe, das recht herrlich gekleidet war und ein Tuch vor dem Gesichte hatte. Ja, ja, Grigorj darf die Nase hoch tragen, auch die vornehmen Weiber laufen ihm nach. Der wird noch ein großer Herr."

13.

Bertrand hätte es eigentlich auffallend finden müssen, daß seine Freunde gar nicht an die Rückkehr dachten, obwohl nichts in K. sie zurückhielt, und der Ort verwöhnten Lebemännern wahrlich nicht viel des Interessanten bieten konnte. Es schien aber, daß die Beiden vielmehr einen längeren Aufenthalt beabsichtigten, denn sie waren nach der nächsten größeren Stadt gefahren, um dort in einem Kaufladen sich mit

*) So heißen die Karren, auf denen die Kohlenstücke von den Abbaustollen zum Förderkahn gebracht werden.

allerlei Kleidungsstücken, Wäsche und verschiedenen Dingen, deren ein an Bequemlichkeit gewöhnter Mann bedarf, zu versorgen. Sie begnügten sich mit den nothdürftig wieder eingerichteten Zimmern, und mit den zwar ausgiebigen, aber nicht für Feinschmecker berechneten Mahlzeiten, welche die Frau eines untergeordneten Beamten herstellte.

In Wahrheit hielten aber nicht die Annehmlichkeiten der Grubenstadt die Beiden fest; die Anziehung ging von Dombrowa aus.

Baron Daubrac und Léon hatten es nicht unterlassen, der Einladung nach Dombrowa zu folgen, und hatten dort einen Empfang gefunden, der ihre Erwartungen weit übertraf. Die kühle Zurückhaltung, welche Frau v. Marbach bei dem ersten Zusammentreffen bewahrt hatte, war vollständig verschwunden. Sie begrüßte die Gäste mit einer freundlichen Wärme, welche den lebhaften Baron zu der kühnen Erwartung berechtigte, seine Persönlichkeit habe ein nachhaltiges Interesse erweckt. Diese Freundlichkeit gab sich allerdings nur in den Worten und im Tone kund; Frau v. Marbach schien die anmuthige Gabe des Lächelns versagt zu sein, jene Gabe, welche den schönsten Reiz einer lebenswürdigen Frau bildet. Ihr Antlitz blieb unbewegt, und ihr Blick immer von einem ernsten Stolz; er war sozusagen hart wie eine Stahlstange.

Dafür lächelte Natalie um so lebenswürdiger, die dagegen jetzt etwas scheu im Gespräche war, und häufig die Herrin von Dombrowa ansah, als fürchte sie, durch Reden diese zu beleidigen. Baron Daubrac wäre beinahe verstimmt worden, als er sah, daß seine geistreichsten und witzigsten Bemerkungen, die sonst noch auf jedes Frauenantlitz ein heiteres Lächeln gezaubert hatten, bei Frau v. Marbach ihre Wirkung versagten, wie stumpfe Pfeile von einer glatten Marmorwand abprallten. Nur ein leises Senken der Lider, welche die Augen halb bedeckten, als sollte dadurch wenigstens ihre schneidende Schärfe gemildert werden, konnte als ein Zeichen des Wohlgefallens gedeutet werden, mit dem sich der Baron begnügen mußte. Sonst durfte er sich freilich nicht beklagen, das Geplauder war interessant, denn Frau v. Marbach zeigte Geist und schlagfertige Gewandtheit, und beherrschte die Sprache der Gäste, als wäre es ihre Muttersprache.

Die Beiden wurden zum Diner geladen, das die vollste Anerkennung des Feinschmeckers Daubrac fand; nach dem Speisen machte man einen Spaziergang durch den kleinen Park, welcher Dombrowa umgab, und zuletzt besichtigte man die Wirthschaftsgebäude, die in der Nähe des Schlosses sich befanden.

Daubrac bemerkte, daß Frau v. Marbach eine gewisse Vorliebe für die Landwirtschaft haben müsse, denn sie zeigte mit offenbarem Behagen ihren Gästen alle Einzelheiten, denen freilich Daubrac nicht viel Interesse abzugewinnen vermochte. Um so lebhafter wurde jedoch dieses erweckt, als die Gesellschaft den Pferdehain betrat; mit einem Ausruf der Bewunderung blieb der Baron in der Mitte des Raumes stehen und musterte die Pferde, durchweg edle Thiere, insbesondere sechs Reitpferde fesselten seine Aufmerksamkeit.

"Ich liebe das Reiten," erklärte ihm die Dame, "ich kenne kein Vergnügen, welches mir gleichen Genuß gewährt, als auf flüchtigem Pferde dahinzujagen. Da fühle ich mich wahrhaft frei, da ist mir zu Muthe, als wäre die ganze Welt mein, und ich könnte das Glück erhaschen, das ewig vor mir flieht."

"Das Glück Sie fliehen?" erwiderte galant Daubrac. "Ich glaube, Sie suchen es nur vergeblich in der Ferne, weil Sie selbst das Glück sind, das zu erringen kein Preis, keine Mühe zu hoch wäre."

Frau v. Marbach entgegnete kein Wort auf diese Schmeichelei, deren unter anderen Umständen sich vielleicht Baron Daubrac geschämt hätte, denn sie war im Grunde eine ziemlich einfältige Redensart. Er fühlte sich jedoch ungewöhnlich erregt — man hatte etwas schwere Weine servirt, an die er nicht gewohnt war — und die Herrin von Dombrowa fesselte ihn mehr, als er sich selbst gestehen mochte.

Frau v. Marbach lenkte das Gespräch auf den Reitsport und gab den Gedanken des Barons damit eine andere Richtung. Für Reiter bilden ja Pferde ein Thema, das unerschöpflich ist.

Endlich schlug die Stunde des Aufbruches. Der Abschied war nicht minder freundlich, wie der Empfang; die Damen bestanden sogar darauf, die Gäste bis zur Freitreppe zu geleiten, welche die Vorderfront des sonst ziemlich einfachen, nur einstöckigen Schlosses schmückte.

Die Freunde waren mit einem bescheidenen Wägelchen nach Dombrowa gekommen, das sie in K. gemiethet hatten; mit lebhaftem Erstaunen sahen sie nun, anstatt des Karrens mit dem polnischen Bauernknecht als Lenker, zwei gefattelte Reitpferde ihrer harren.

„Die Herren werden mir gestatten,“ sagte Frau v. Marbach, „daß ich Ihnen meinen Stall zur Verfügung stelle; unsere landesüblichen Wagen sind nicht bequem — passen auch nicht für Kavaliere. Und schließlich,“ fügte sie mit einem Ausdruck von Liebenswürdigkeit hinzu, welcher den Baron in Entzücken versetzte, „habe ich damit eine Bürgschaft, daß die Herren bald wieder kommen.“

„Wir werden uns beeilen, die Thiere zurückzubringen,“ versicherte der Baron. „Auf Wiedersehen — morgen,“ rief er mit einem Blicke, vor dessen Gluth selbst Frau v. Marbach die Augen niederschlug.

In diesem Augenblick zeigte sich Léon's vorschauender, die Zukunft berechnender Geist. „Einmal werden wir aber doch zurückfahren müssen,“ meinte er nachdenklich.

„Nun denn,“ fiel rasch und lebhaft Frau v. Marbach ein, „das soll dann das Zeichen sein, wenn ich Ihrer Gesellschaft überdrüssig werden sollte; in jenem Augenblick sollen Sie vor der Thür einen Wagen finden.“

Baron Daubrac zog die schmale Hand der Dame an die Lippen und flüsterte dabei: „Das könnte mich veranlassen, sämtliche Wagen der Erde zu zerstören.“

Die Herren schwangen sich in die Sättel, man tauschte noch die letzten Grüße, und dann trabten die Reiter heimwärts.

„Nun,“ begann Daubrac, nachdem Dombrowa schon weit hinter ihnen lag, „wie findest Du unser Abenteuer? Ist diese Frau nicht reizend?“

„Du bist ungerecht, wenn Du nur die Frau bewunderst; Natalie ist gewiß auch anmuthig zu nennen,“ entgegnete Léon.

„Gewiß,“ versicherte der Baron, „ich wollte nur meiner Bewunderung keinen Ausdruck geben, um nicht Deine Eifersucht zu reizen.“

„Du wirst abgeschmackt.“ Léon schien ernstlich böse zu sein, während Daubrac eine äußerst vergnügte Miene zeigte.

„Pah; Jedem die Seine, sei unser Wahlspruch, und als gute Kameraden wollen wir einander helfen, raten und — beichten. Gilt's?“

„Ja, beabsichtigst Du wirklich, den Roman fortzuspinnen? Ich dachte, wir würden bald wieder zurückkehren?“

„Sehnst Du Dich so sehr nach Paris zurück? Mein theurer Junge, ich traue Dir besseren Geschmack zu. Diese reizende Wittve ist doch einmal etwas Absonderliches, und Deine Natalie ist auch nicht übel.“

Der Baron war in Eifer gerathen und suchte dem Freunde haarscharf zu beweisen, daß Frau

v. Marbach eine ganz außergewöhnliche Erscheinung sei. Der praktische Léon hatte nicht veräumt, soweit es die Schicklichkeit gestattete, sich über die Verhältnisse der Herrin zu erkundigen, und konnte nun dem schwärmenden Freunde auch einige Thatfachen mittheilen, welche geeignet waren, dieser „außergewöhnlichen Erscheinung“ auch in den Augen gewöhnlicher, nüchtern denkender Menschen einigen Glanz zu verleihen.

Léon hatte mit diplomatischem Geschicke herausgebracht, daß Frau v. Marbach eine Wittve von etwa fünfundsiebenzig Jahren sei, die nach mehrjähriger Ehe ihren bedeutenden älteren Gatten verloren hatte, daß sie außer dem Gute Dombrowa, welches beiläufig eine Quadratmeile Land umfaßte, noch beträchtliche Summen bei ihrem Bankhause liegen habe, und endlich — was die Hauptsache war — daß Hand und Herz noch nicht vergehen seien.

„Es ist der Mühe werth,“ schloß er seine Mittheilungen, „sich um die Dame zu bewerben, mein Vater wäre glücklich, wenn er für mich eine solche Frau fände.“

Baron Daubrac sah den Freund etwas mißtrauisch an. „Hast Du die Absicht, mir als Nebenbuhler entgegenzutreten?“

Léon erhob so lebhaft Einsprache, daß der Baron sich beruhigte. Dagegen richtete sich seine nun einmal rege gewordene Eifersucht gegen Einen, der in diesem Augenblicke sicherlich nicht an Frau v. Marbach dachte, nämlich gegen Bertrand.

Daubrac fand es jetzt ganz auffällig, daß sich Frau v. Marbach eingehend nach dem neuen Generaldirektor erkundigt hatte, daß er ihr über dessen Vorleben und Verhältnisse Verschiedenes hatte erzählen müssen, und daß sie ihn, wie es ihm nunmehr schien, allzubringlich aufgefordert hatte, den Freund nächstens ihr vorzustellen. Befundete dies nicht ein Interesse, welches seinen eigenen Plänen gefährlich werden konnte? Leider hatte er versprochen, den Wunsch der Dame zu erfüllen und Bertrand zu einem Besuche zu veranlassen. Er nahm sich aber jetzt vor, schon dafür zu sorgen, daß dies nicht so bald geschehe. „Daß doch alle Frauen einander gleichen,“ philosophirte er, „das Unbekannte und Fremde reizt sie, und wenn Einer will, daß er anziehend erscheine, braucht er sich nur fern zu halten; sie laufen sich die Füße ab, um ihn aus der Ecke zu holen.“

Dem Vorsatz, Bertrand von Dombrowa fern zu halten, vermochte der Baron jedoch nicht lange treu zu bleiben. Er und Léon hatten sich — natürlich nur, um die Pferde zurückzustellen — am nächsten Tage wieder in Dombrowa eingefunden. Diesmal hatte Frau v. Marbach einen Spazierritt vorgeschlagen und auf diesem den Gästen den Umfang ihrer Besitzung gezeigt. Da zur Rückkehr nicht ein Wagen, sondern wieder die Pferde bereit standen, so war damit selbstverständlich der Anlaß gegeben, den Besuch zu wiederholen. Zum Verdrusse des Barons erinnerte ihn jedesmal die Dame an Bertrand; sie schien nicht genug von demselben hören zu können, und am vierten Tage erklärte sie Daubrac ganz ernstlich, daß sie „morgen nur für Drei, nicht aber für Zwei zu Hause sein werde.“ Troßdem war Daubrac nur mit Léon gekommen, mußte sich aber überzeugen, daß Frau v. Marbach ihre Drohungen auch ausführe. Sie ließ sich durch Natalie entschuldigen, daß Migräne sie verhindere, die Herren zu empfangen.

Daubrac murrte über die „eigensinnige Laune“, was half ihm jedoch aller Aerger; er sah ein, daß er sich fügen müsse. So ging er denn daran, Bertrand zu überreden, auf Dombrowa einen Besuch abzustatten, und sehr wider Willen mußte er noch dringlich bitten, da der Generaldirektor der „Geschäfte wegen“ — Dau-

brac fand dies äußerst lächerlich — K. nicht verlassen zu können vorgab.

So zogen denn am folgenden Morgen alle Drei nach dem Schlosse; Bertrand auf einem Wägelchen, von den beiden Reitern, wie ein Gefangener von Gendarmen, begleitet.

Daubrac's Befürchtungen, die ihn so sehr gequält hatten, wurden jedoch getäuscht, und er hatte vielmehr Ursache, sich seiner Willfährigkeit zu freuen. Wie um ihn zu belohnen, zeigte sich Frau v. Marbach ihm gegenüber sehr liebenswürdig, während Bertrand nur mit der üblichen Höflichkeit empfangen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Joseph Zemp, schweizerischer Bundespräsident.

(Mit Porträt auf Seite 161.)

Für das laufende Jahr hat Dr. Joseph Zemp, dessen Porträt wir auf S. 161 bringen, als schweizerischer Bundespräsident die höchste eidgenössische Würde inne. Er ist 1834 zu Entlebuch im Kanton Luzern geboren, wo er nach Beendigung seiner juristischen Studien ein Advokaturbureau errichtete. Später verlegte er es nach Luzern, wo er ihm bis vor seinem Eintritt in den Bundesrath vorstand. 1863 wurde Dr. Zemp in den Luzerner Kantonsrath, 1871 in den Ständerath gewählt, und im nächsten Jahre berief ihn das Vertrauen seines Wahlkreises in den Nationalrath, dessen Präsidium er während einer Periode innehatte. Am 17. Dezember 1891 wählte ihn die „Vereinigten Bundesversammlung“ in den Bundesrath, und die neuerdings erfolgte Wahl zum Bundespräsidenten hat gezeigt, daß Dr. Joseph Zemp die Achtung und das Vertrauen aller Parteien besitzt.

Im Humboldtshaine zu Berlin.

(Mit Bild auf Seite 164.)

Im Jahre 1865 beschloß die Berliner Stadtverordnetenversammlung die Herstellung des Humboldtshaines im Norden der Stadt vor dem Rosenthaler Thor, zwischen Brunnen- und Wiesenstraße. Der nach den Plänen des 1877 verstorbenen städtischen Gartendirektors J. H. G. Meyer eingerichtete, 35 Hektar umfassende Park hat, abgesehen von seinen reizvollen Waldscenerien, auch wissenschaftlichen Werth, indem die Gehölze nach ihrem geographischen Vorkommen geordnet, und überall die Pflanzennamen auf danebenstehenden Tafeln bezeichnet sind. Außer einem Spielplatz ist noch ein Schulgarten, worin die für den naturwissenschaftlichen Unterricht in den Berliner Lehranstalten nöthigen Pflanzen gezogen werden, und ein großes Freiland-Bivarium vorhanden. Auf dem höchsten Punkte des Haines erhebt sich das auf unserem Bilde S. 164 dargestellte Denkmal für den unsterblichen Naturforscher Alexander v. Humboldt: ein Aufbau von mächtigen Findlingsblöcken in Form einer Gletscher-Endmoräne. Unter der Widmungsschrift riefelt ein künstlicher Quell zu einem zierlichen Weiher nieder.

Unliebsame Ueberraschung.

(Mit Bild auf Seite 165.)

In der Gaststube des ländlichen Wirthshauses, die uns der Hintergrund des hübschen Bildes auf S. 165 (nach einem Gemälde von Rob. Schaffer) zeigt, drehen sich die Burtschen mit ihren Schönen. Dem gerade auf die Schwelle tretenden Luidel aber ist die schmucke Agatel die liebste von Allen; als er sie jedoch zum Tanze holen will, wird ihm eine höchst „unliebsame Ueberraschung“ zu Theil. Sie sitzt auf der Bank vor dem großen Kachelofen mit dem Michel, etwas verschämt, aber gar nicht unwillig den Bärtlichkeiten zuhörend, die er ihr zu sagen hat. Der Luidel haßt diesen schon lange als seinen Nebenbuhler, und seine Empfindungen spiegeln sich deutlich in den verzerrten Zügen, während er, zurückprallend, mit geballten Fäusten dasieht. Doch der Michel sieht nicht aus, als ob er ihm zu weichen gedente, und wird mit seinem Gegner schon fertig werden, falls es — wie oft in solchen Fällen — zur handgreiflichen Auseinandersetzung kommt.

Afrikanische Jagdabenteuer.

Skizze von Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Das Leben des Forschers, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, in den dunklen Welttheil, als den wir Afrika auch heute noch betrachten müssen, einzudringen, ist eine fortlaufende Kette von Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren. Auf unwegsamen Pfaden, die mit dem Beil in der Hand erst durch den Urwald gebahnt werden müssen, unter der glühend heißen Sonne der Tropen, fern von allem europäischen Komfort, auf hartem Lager ruhend, auf ungewohnte Nahrungsmittel, die von schmutzigen Negerhänden zubereitet sind, angewiesen, im steten Kampf nicht nur mit der Widerspenstigkeit der Träger, sondern auch mit den feindseligen Eingeborenen: fortwährend dringen auf ihn die verschieden-

artigsten Einflüsse ein, um seine Spannkraft zu schwächen und zu lähmen.

Unter allen diesen Widerwärtigkeiten bleibt dem Forschungsreisenden nur eine Erholung, ein Vergnügen, die Jagd mit allen ihren Reizen. Ist die Jagd schon an sich dazu angethan, belebend und erfrischend zu wirken, so muß sie um so mehr anregen in einem Gebiet, das sich durch so außerordentlichen Wildreichtum auszeichnet, wo es nicht nur gilt, das Jagdthier anzuschleichen und zu erlegen, sondern wo auch ernste Kämpfe mit den Bewohnern des Waldes und des Wassers ausgefochten werden müssen. Von derartigen Jagdabenteuern bleibt kein Reisender verschont, ja sie werden sogar gesucht und begehrt, und wir werden am besten einen Einblick in das afrikanische Jagdleben gewinnen, wenn wir den einzelnen Forschern selbst das Wort zur Erzählung ihrer Abenteuer geben.

Interessante Jagdabenteuer mit Löwen hatte zu wiederholten Malen der österreichische Reisende Emil Holub zu bestehen, als er im Jahre 1875 seine dritte Reise in Südafrika unternahm. „Am Nachmittag“, erzählt er, „langten wir am großen Maricofluß an und lagerten an einer Stelle, an der eine Stromschnelle und zwei kleine Felseninseln das Uebersetzen des sonst der Krokodile halber nicht gefahrlos zu durchwatenden Stromes ermöglichten. Da mir die Stelle gefiel, und das jenseitige Ufer wildreicher war, entschloß ich mich, zwei oder drei Tage an der Furth zuzubringen. Etwa hundert Schritt unterhalb derselben wählte ich mir im jenseitigen Ufergehölze ein Plätzchen aus, an welchem ich mich auf den Anstand zu legen beschloß und blieb auch trotz der Warnungen meines Begleiters Pit dabei, der an der Furth frische Löwen Spuren gefunden hatte. Zur Vorsicht versah ich den gewählten Platz mit



Im Humboldtshaine zu Berlin. (S. 163)

einer niederen Hede und bezog denselben nach Sonnenuntergang. Allmähig und zwar je unangenehmer mir meine Lage mit der zunehmenden Dunkelheit erschien, desto mächtiger schlich sich in mein Denken eine gewisse Bangigkeit. Wäre es nicht besser, den Ort zu verlassen und zum Wagen zurückzufahren? Nein, mußte ich mir sagen, denn zur Stunde hatten die Krokodile bereits ihre Spaziergänge am Ufer begonnen, um die Stromschnellen zu umgehen.

Die Dunkelheit nahm indes immer mehr zu, dichte Wolkenmassen hingen vom Himmel herab, und ich kam zu der Erkenntniß, daß mein Aufenthalt hier zwecklos, und meine Lage keine beidenswerthe sei, ich konnte kaum auf zehn Schritt Entfernung Gegenstände unterscheiden, mein Gewehr bot mir daher keinen Schutz; das lange Jagdmesser war die einzige Waffe, auf die ich mich im Nothfall verlassen konnte. Krampfhaft faßte ich mein Messer mit der Rechten und hockte mich nieder. Ich trachtete mit dem Ge-

sicht die Dunkelheit um mich zu ergründen, und strengte das Auge an, doch ich sah nichts, nichts als die tiefe Nacht um mich. Allmähig fing es mir vor den Augen zu flimmern an, bläuliche Sterne schienen sich zu bilden, und das Auge glaubte in ihnen das Bild der Mutter zu sehen. Diese wiederholte Vision versetzte mich in Aufregung, ich konnte das Gefühl, daß mir hier Gefahr drohe, nicht unterdrücken und beschloß, das Wagniß zu unternehmen, in dieser Finsterniß zum Wagen zurückzufahren. Ich erhob mich, faßte das Gewehr mit der einen, das Messer mit der anderen Hand, um die Stelle zu verlassen.

Doch was nützte mir das Gewehr im Gebüsch und in der Finsterniß? Ich warf es zurück. In demselben Momente vernahm ich ein Kraken und Scharren. Ich blieb stehen, der Laut wiederholte sich und schien von einem Brummen begleitet. War es ein Raubthier und so nahe? Mit dem Jagdmesser vortastend, suchte ich den herabhängenden Nester und Baum-

stämmen auszuweichen. Nach jedem Schritt hielt ich einen Augenblick inne, um jedes etwa hörbare Geräusch möglichst deutlich und sofort aufzunehmen und begreifen zu können.

Es war nur eine kurze Strecke, die ich zurückzulegen hatte, nur hundert Schritt, doch nahm sie mir viel Zeit in Anspruch. Endlich langte ich, durch das Rauschen des Wassers geleitet, an der Stelle an, wo die enge Regenrinne den Abstieg zum Flusse ermöglichte. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit setzte ich einen Fuß vor den anderen und trachtete nach dem stärkeren und schwächeren Brausen des Wassers vor mir die Furth zu erkennen. Wie oft ich auch ausglitt und sogar der ganzen Länge nach in's Wasser fiel, war ich doch immer wieder im Stande, mich rasch aufzurichten und die Richtung einzuhalten. So gelangte ich unter unsäglicher Mühe auf die erste der kleinen Inseln, ließ mich dann in's Wasser herab, durchschritt den engen Mittelarm, durch den die Haupt-



Anliebsame Ueberraschung. Nach einem Gemälde von Rob. Schaffer. (S. 163)

strömung zog, schwang mich auf die nächste Insel und gönnte mir hier einige Minuten Rast, bevor ich den Uebergang vollendete. In Schweiß gebadet, stieg ich zum dritten Male in das zischende Element herab, und über die schlüpfrigen Steine balancirend, hatte ich endlich glücklich das jenseitige Ufer erreicht, ohne mit den Rinnladen der Ungeheuer Bekanntschaft gemacht zu haben.

Ich war so ermüdet, daß ich mich am Flußrande niedergesetzt hätte, wenn mich nicht der Gedanke, daß eben das unmittelbare Ufer an den Stromschnellen die von den Krokodilen besuchteste Stelle ist, an der sie dann dem zur Tränke kommenden Wilde aufzulauern pflegten, davon abgeschreckt hätte. Ich war eben im Begriff, an den Büschen auf das hohe Ufer emporzuklimmen, als ich ein starkes Geräusch vernahm; im Aufstiege innehaltend, unterschied ich, wie dasselbe sich dem Fluß näherte. Ich kniete nieder und hielt mich am Stamme des Busches fest. Wenige Minuten später erkannte ich die Ursache des Geräusches: es war eine Herde der schön gehörnten Kallah-Antilopen, welche in den Fluthen unter mir ihren Durst stillen wollten. . . .

Nach diesem letzten Schreck gelangte der Forscher wohlbehalten zu seinem Lagerplatz. Als er am anderen Morgen die Stelle, an der er auf Anstand gelegen hatte, besuchte, fand er die nächste Umgebung von Löwen Spuren bedeckt und die von ihm hergestellte niedere Umzäunung aus trockenem Gezweig vollständig auseinandergerissen.

Erfolgreicher als dieses allerdings tollkühne Wagniß sollte ein Unternehmen ausfallen, das der Reisende in Gemeinschaft mit einem seiner Begleiter Cowley und dem Marutschäuptling Marancian nebst seinen Leuten unternahm. In die Herde des Königs waren vier Löwen eingefallen, und es galt nun, die Räuber für ihre Unthat zu strafen.

„Nachdem wir uns,“ erzählt Holub, „dem Zuge angeschlossen hatten, brach der ganze Haufe auf, einige Eingeborene, welche von zwei Hunden unterstützt wurden, verfolgten die Spur der Raubthiere. Da wir des Thieres nicht sofort ansichtig wurden, sondern es erst nach einer mehr denn einstündigen Verfolgung erblickten, wuchs der Muth unserer schwarzen Begleiter. Wir waren eben aus einer Vertiefung auf eine mit Dornbüschen bewachsene Düne angelangt, als die Hunde wüthend gegen eine zweite unseren Weg kreuzende Einsenkung lossprangen. Die Jährte war hier so frisch, daß das Raubthier sich eben geborgen haben mußte.

Das Gebell der Hunde belehrte uns bald, daß die Bestie uns umgangen und in unserem Rücken Posto gefaßt hatte. Da jedoch weder Schreien, noch das Werfen von Holzstücken und Affagaien irgend welchen Erfolg hatte, so ließ ich die immer nachströmenden Schwarzen die Stelle, wo ich von dem Löwen umgangen worden war, dicht besetzen und mit ihren langgestielten Affagaien das Dickicht durchwühlen. Je länger das Thier in seinem Verstecke verharrte, desto mehr wuchs der Muth der Angreifer. Plötzlich, wie das Aufleuchten eines Blizes, wirft sich eine Löwin mit einem Satz aus dem Gebüsch in das Schilfdickicht vor uns, und bevor noch die Wurfgeschosse sie erreichen konnten, erfolgte ein zweiter Satz, mit welchem die Löwin laut aufbrüllend und fünfzehn Schritte rechts von mir in die Doppelreihe der schwarzen Jäger sprang. Die Löwin hatte die Menschen nieder- und auseinandergeworfen, ohne sie arg verletzt zu haben, und war dann mit einem dritten Satz in einem überaus dichten, zwei Schritte hinter uns beginnenden Dickicht verschwunden. Wir eilten nun so schnell, als uns unsere Füße tragen konnten, auf die Wiese und sahen jetzt die Löwin in weiten Sägen dahinjagen und die Hunde

unmittelbar auf ihren Fersen. Die Scene, die nun folgte, wäre wohl des Griffels eines Künstlers werth gewesen. Etwa achthundert Meter von ihrem letzten Schlupfwinkel nahm die Löwin abermals in einem Schilfrohrdickicht ihre Zuflucht. Von Marancian theils durch Worte aufgemuntert, theils auch fühlbar mit seinem langen Stabe dazu angepornt, begannen die meisten Jäger von seiner Seite her das Schilfrohr in der Mitte seiner Höhe zu brechen und sich darauf zu schwingen. Das Schilfdickicht vor mir verwandelte sich nach und nach in eine schwankende, dunkelgrüne, prasselnde Gerüstdecke, auf der sich vierzig schwarze Gestalten herumtummelten. Plötzlich erschallt ein zorniges Brummen, und aus dem noch ungebrochenen Schilf stürzt die Löwin auf ihre Angreifer hervor. Von diesen feuert einer einen Schuß ab, die Kugel schlägt in den Sand zwischen die Leute, die meisten der Braven auf der schwankenden Decke fallen aus Bestürzung zurück, ein guter Theil wird unsichtbar, von den Hintersten werfen einige die mächtigen Wurfspere auf das Thier, welches nach dem Ausfalle sofort wieder in seinen Schlupfwinkel zurückkehrt und sich hier niederkauert, um einen rettenden Sprung auf die Düne zu wagen. In diesem Momente den Kopf des Thieres erblickend, springe ich heran und feuere aus einer Entfernung von zwei Metern, drei Speere fallen zu gleicher Zeit in das Dickicht ein und treffen das Raubthier, dessen Brummen aufgehört hat. Das Thier war todt, doch um sicherer zu sein, feuern ich und Cowley zu gleicher Zeit, und zwanzig Speere senken sich noch überdies in den Körper der Löwin, bevor man sie aus dem Dickicht herauszieht. Nun kam ein Jeder von den Schwarzen herbei und, einen Spruch murmelnd, bohrte er seinen Affagai in den Leib des Thieres.“ —

Wir wollen uns jetzt nach einem anderen Gebiete Afrika's wenden, nach der deutschen Kolonie Kamerun. Um die Erforschung dieser Gegenden hat sich besonders Hugo Zöllner verdient gemacht. Eine Reihe von Streifzügen machten ihn mit Land und Leuten bekannt. Auf einer solchen Streiferei, die er in Gesellschaft zweier Offiziere auf dem Wurilusse unternahm, begegnete ihm ein interessantes Jagdabenteuer.

„Der Plan, die Flußpferde, die Elephanten und Krokodile,“ so berichtet Hugo Zöllner, „sei es spät Abends oder früh Morgens, in ihrem Nachtlager zu überraschen, hatte sich bei uns fest eingenistet. Bloß das kam in Frage, wo und wie wir übernachten sollten. Nachdem die Entscheidung lange zwischen einem Nachtlager am Lande oder im Boote geschwankt hatte, entschieden wir uns schließlich für letzteres, welches weniger der wilden Thiere wegen, als in Anbetracht der uns von den Eingeborenen gezeigten Feindseligkeit das Zuverlässigere zu sein schien. Wir lösten darum, wer auf dem Boden des Bootes und wer auf den beiden schmalen Brücken liegen sollte. Alsdann streckten wir uns, während der wolkenbezogene Himmel mit Regen zu drohen schien, auf unserem harten Lager nieder. Als ich nach unruhigem Schlaf wieder aufwachte, wurde ich mir mit leichtem Schrecken bewußt, daß ich eine Hand über Bord hatte hängen lassen, was wegen jener Krokodile, deren Spuren wir gesehen hatten, doch nicht gerade rathsam schien. Die Natur rings umher schien weit lebendiger geworden zu sein, als sie sich am Tage ausgenommen hatte. Nicht nur schollen noch immer vom Wurilande her die Trommel-töne herüber, sondern aus dem Lande selbst ging ein Gewirr von Thierstimmen hervor, wie man es in ähnlicher Mannigfaltigkeit nur selten zu hören bekommt. Da mußten mehrere verschiedene Arten von Nachttauben sein, deren heimliches Gurren sich mit dem Krächzen uhu-ähnlicher Nachtvögel vermischte. Dazu kam ab

und zu ein sehr starkes Schnauben, das aus den Tiefen des Wassers hervorzubringen schien und bloß von Flußpferden herrühren konnte. Nachdem ich mich vorsichtig, um weder meine Gefährten zu wecken, noch über Bord zu fallen, auf die andere Seite gedreht hatte, schlief ich wieder ein.

Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich durch ein leichtes Rütteln am Arm wieder aufgeweckt wurde. Lieutenant v. Egel flüsterte mir zu, daß er das Plätschern von Rudern gehört zu haben und mehrere sich auf uns zu bewegendes Kanoes zu sehen glaube. So sollten wir also doch noch angegriffen werden. Schnell war auch Lieutenant zur See v. Malagert, der den schlechtesten Platz am Boden des Bootes bekommen hatte, aufgeweckt. Eine Minute später hatte Jeder sein schußfertiges Gewehr im Arm und die Patronentasche neben sich. Dem dicht in meiner Nähe liegenden Hauptmann unserer Kamerunleute gab ich, um nichts zu versäumen, einen Rippenstoß, damit er, aufwachend, wenn auch nicht kämpfe, so doch seine scharfen Augen und seine Kenntniß der Angriffsweise der Eingeborenen zu unserer Verfügung stelle.

Das ganz leise Plätschern der Ruder war noch immer deutlich zu hören, auch konnten unsere nunmehr an die Dunkelheit gewöhnten Augen ohne Schwierigkeit drei längliche, sich schwärzlich von der Wasserfläche abhebende und sich auf uns zu bewegendes Massen wahrnehmen. Flüsternd überlegten wir, was zu thun sei. Immerhin beschloßen wir, nicht zuzulassen, daß sich Kanoes unter den Schatten des baumbestandenen Festlandufers legten. Im Uebrigen sollte unter allen Umständen erst dann gefeuert werden, sobald von feindlicher Seite der erste Schuß gefallen wäre.

Schon waren die schwarzen Massen so nahe herangekommen, daß wir uns trotz der Dunkelheit wunderten, weshalb wir die Umrisse der Ruder und der Ruderer noch nicht erkennen konnten. Auch war das Plätschern etwas seltsamer Art, bald sehr laut, bald sehr leise, wie man es sonst bei Kanoes nicht zu hören bekommt. Eben wurde die Frage erwogen, ob wir die nächtlichen Besucher anrufen sollten, als mit einem Schlage ein mächtiges Schnauben der Sachlage ein anderes Ansehen gab. Verwundert schauten wir uns an und brachen in ein fröhliches Lachen aus. So hatten wir also Flußpferde für feindliche Kanoes gehalten. Immerhin hatten wir allen Grund, auf unserer Hut zu sein, denn die immer größer werdenden riesigen Massen bewegten sich in gerader Linie auf unser Boot zu. Erst jetzt bemerkten wir uns, daß unser Boot den durch den umgefallenen Baumstamm eingeengten Weg in den Hippopotamussee völlig sperrte, wo nach Angabe der Eingeborenen die zu ihren nächtlichen Weidgängen aufbrechenden Flußpferde zu passiren pflegten. Was thun, wenn unser Boot den drei Kolossen kein nennenswerthes Hinderniß erschien, wenn sie den gewohnten Weg auch diesmal einschlugen? Zu schießen erschien uns nicht rathsam, weil wir den Kopf der Thiere noch gar nicht sehen konnten und weil auch die Aufregung im Wurilande dadurch vermehrt worden wäre.

Mit gewaltigem Schnauben und starkem Aufspritzen des hier schon viel seichteren Wassers, wälzte sich das eine der drei Thiere bis auf wenige Schritte von unserem Boote heran. Das Flußpferd verweilte, ab und zu laut schnaubend, eine ganze Zeitlang in allerdichtester Nähe. Schließlich näherte es sich wieder ein wenig, bog dann seitwärts ab und stampfte so dicht an der Backbordseite unseres Bootes dahin, daß wir für die Riemen, die wir kaum schnell genug hineinziehen konnten, zu fürchten begannen. Jedenfalls hätten wir vom Boote her mit ausgestrecktem Gewehr den Körper des Thieres er-

reichen können. Der kleine Wasserarm zwischen uns und dem Festlande war so schmal, daß beim jedesmaligen Eintauchen des Kolosses ein großer Theil der Wassermasse herausgetrieben wurde, um gleich darauf mit eben solcher Gewalt wieder zurückzuströmen. Unser Boot gerieth dadurch in solche bedenkliche Schwankungen, daß das Gepäck von den Sitzbänken herunterstürzte und Gläser und Flaschen wild durcheinander klirrten. Noch bangte mir vor dem den Weg versperrenden Baumstamm und aufmerksam beugte ich mich über Bord, um zu erkennen, wie die plumpe Fleischmasse sich diesem Hinderniß gegenüber verhalten würde. Ließ sich der Kolosß dadurch abschrecken, so sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er seitwärts abschwenken und unser Boot zertrümmern würde. Aber glücklicherweise tauchte das Flußpferd unter und schwamm ungehindert unter dem Baumstamm weg. Die zwei Gefährten des verschwundenen Riesen blieben die ganze Nacht in allerdichtester Nähe, platschten munter im Wasser umher und suchten durch fürchterliches Grrzen ihren Gefühlen Ausdruck zu geben.“

Selbst Jagden auf niederes Wild sind nicht immer gänzlich frei von Gefahren, denn wie die Berichte der Reisenden zeigen, trifft es sich nicht selten, daß Jäger und Raubthier, unbemerkt von einander, ein und daselbe Jagdstück beschleichen und sich dann plötzlich an ihrer Beute gegenüberstehen. Derartige unverhoffte Zusammentreffen sind desto unangenehmer, weil der Jäger auf einen Zusammenstoß gar nicht vorbereitet war, ja zuweilen nicht einmal mit dem nöthigen Kugelfaliber ausgerüstet ist. Desto mehr muß es aber dann das Jägerherz erfreuen, wenn bei einem zufälligen Zusammentreffen alle Vorbedingungen zu thatkräftigem Handeln erfüllt sind.

Löwe und Flußpferd sind zweifellos begehrtestenwerthe Jagdthiere, aber das erste Wild in Afrika ist der Elefant, dessen Stoßzähne ja einen wesentlichen Theil des afrikanischen Handels ausmachen. Nach einer Elephantenjagd sehnt sich daher ein jeder Reisende. Wismann gibt uns die Schilderung einer solchen Jagd, die er erlebte, als er mit seinen Begleitern 1885 den Kassai-Ström hinabfuhr.

„Der Platz, den wir auswählten,“ heißt es in Wismann's Reiseverke, „war paradiesisch schön; dahinter liegt offene Grasavanne mit kleinen Urwaldinseln; zahlreiche schmale Wasseradern durchziehen das Land und geben Bäumen und Gräsern die nöthige Feuchtigkeit. Die Gelegenheit zur Jagd fand sich bald, und es wurde ohne weitere Mühe ein Flußpferd zur Strecke gebracht. Noch an demselben Nachmittag gelangte das Fleisch zur Vertheilung, wodurch unsere ermüdete und hungerige Begleitung wieder in frohe Stimmung versetzt wurde. Außer Flußpferden, die wir noch niemals so zahlreich beisammen gesehen hatten wie hier, belebten ganze Flüge von Reiher, Enten, Gänse und Pelikane die Landschaft. In Rücksicht auf unsere Verpflegungsverhältnisse und darauf, daß wir zwölf Tage hindurch dauernd in Fahrt gewesen waren, wurde beschlossen, am 6. Juli zu ruhen. An diesem Tage wurde noch ein zweites Flußpferd erlegt, das nun nach dem Lager geschafft werden sollte. Als wir uns jedoch der Stelle näherten, wo es tödtlich getroffen worden war, waren bereits Eingeborene dort beschäftigt. Sie zogen sich bei unserer Annäherung langsam zurück, nur ein jüngerer Krieger schien nicht weichen zu wollen. Er sprach heftig mit seinen Kameraden, nahm eine herausfordernde Haltung gegen uns an und legte Pulver auf die Pfanne seines Gewehrs. Wir drohten ihm herüber, worauf er sein Gewehr absetzte, und die Kanoes sich aus dem Schußbereich entfernten. Die Eingeborenen hatten dem Flußpferd den Leib geöffnet, damit es im Wasser unterginge und somit unseren Blicken entzogen bliebe. Die auf-

kräuselnden Wellen zeigten uns indeß bald, wo sich das Thier befand. Wir legten ihm nun ein Tau um das Bein und versuchten, es im Fluße hinab unserem Lager zuzuschleifen. Doch dies hatte seine Schwierigkeiten, denn der Kolosß ruhte mit seinem ganzen Gewicht auf dem Boden. Schon beim ersten Anziehen riß der Strick. Von Neuem wurde derselbe befestigt und die Jagdbeute im Wasser hinter uns her geschleift. In der Ferne sah man die dunklen Umrisse seiner Genossen am Lande spielen, nur ein junges Flußpferd, anscheinend das Junge des erlegten Thieres, schwamm unruhig und mit kläglichem Schnauben um uns herum und wich nicht aus unserer Nähe. Zweihundert Meter mochten wir so vorwärts gekommen sein, als der Strick von Neuem riß, und die Beute in der Tiefe verschwand. Leider mußten wir von weiteren Versuchen, in den Besitz des Thieres zu gelangen, abstehen, denn es dunkelte bereits, und der Strom war hier so tief, daß es nur einem geübten Taucher gelungen sein würde, den Strick wieder zu befestigen. Unbefriedigt traten wir die Heimfahrt an, das kleine Flußpferd aber freiste in rührender Anhänglichkeit auf dem Wasser und tauchte unter, als wir uns entfernten, vielleicht um seine Mutter zu suchen.

Wir folgten nun mit unserer Flottille, die am 7. Juli früh vom Ufer abließ, dem achthundert Meter breiten Hauptarm des Kassai-Strömes, welcher ein Kilometer unterhalb aus seinem nordwestlichen in einen südwestlichen Kurs übergeht und bei einer Breitenausdehnung von vier- bis fünftausend Meter zahlreiche Inseln und Sandbänke bildet, und bogen dann in einen am linken Stromufer entlang führenden Nebenarm von hundertfünfzig Meter Breite ein. Dort, zu unserer Linken, auf einem fastig grünen Wiesenstreifen äst eine prächtige Antilope. Furchtlos läßt sie alle Kanoes an sich vorbeiziehen und äugt neugierig zu uns herüber. Hier nähern wir uns einer etwa fünfzig Köpfe starken Flußpferdfamilie. Die Thiere tummeln sich am Rande des Wassers und nehmen von unserer Anwesenheit kaum Notiz. Ihnen gegenüber schwimmt ein Zug schwarzweißer Enten, und ein großer Marabu schreitet mit seinen langen Beinen in komischer Grandezza am Ufer entlang.

Die rechts uns begleitende Insel war mit hohem Savannengras bedeckt, welches in seiner gelbgrünen Färbung wie ein wogendes Meer aussah, wenn eine leichte Brise darüber hinwegsaust. An ihren Uferkontouren werden jetzt große dunkle Massen sichtbar, die sich langsam im Wasser bewegen. Flußpferde können es nicht sein, die Körper sind zu mächtig, man unterscheidet die langen Rüssel. Es sind Elephanten! Wir zählen sechs große und fünf kleinere Thiere. Endlich also war es uns gelungen, diese mächtigen Kolosse in Freiheit zu sehen! Spuren und Zähne hatten wir auf unserer Kassai-Fahrt öfters in reicher Anzahl getroffen, wir hatten von den Eingeborenen viel über Elephanten sprechen hören, aber noch niemals war es uns gelungen, einen einzigen, wenn auch nur in weiter Entfernung, zu beobachten. Jetzt standen nun elf der mächtigen Thiere vor uns. Mit großer Ruhe stiegen sie von der Insel in's Wasser. Im Glauben, daß sie bei unserer Annäherung nach der Insel zurückgehen würden, beeilten wir uns, das rechte Ufer zu erreichen, doch die Elephanten setzten unbeirrt ihren Weg fort. Schnell ändern wir den Kurs und wenden uns nach dem linken Ufer. Immer näher kommen wir den gewaltigen Thieren. Wer je einem größeren Wilde gegenüber gestanden hat, der weiß, wie das Herz vor Aufregung pocht, der weiß, mit welcher Spannung man dem Moment entgegenfieht, wo sich der Zeigefinger an den Abzug des Gewehrs legt. Hier durfte nicht voreilig geschossen werden. Wir mußten von jedem Schuß einen

Erfolg erwarten. Die Elephanten haben sich inzwischen in ruhigem Schritt dem Ufer genähert, ihre riesenhaften Körper stehen in ihrer ganzen Größe dreißig Meter vor uns. Jetzt war der Augenblick zum Angriff gekommen. Einige Schüsse donnern laut über das Wasser, und polternd bricht ein Elefant vor unseren Fahrzeugen zusammen. Die Uebrigen richten die Köpfe hoch auf, spreizen die gewaltigen Ohren weit auseinander und schmettern uns mit erhobenem Rüssel ohrzerreißende Töne entgegen. Das waren sichere Anzeichen, daß die gereizten Thiere geneigt waren, an den Angreifern Rache zu nehmen. Doch dazu kam es nicht. Der betäubende Lärm vieler Gewehre, welche nun gleichzeitig gegen sie entladen wurden, ließ sie nicht zur Besinnung kommen. Sie gaben den Widerstand auf und suchten ihr Heil in der Flucht.“

In ähnlicher Weise berichten fast alle Forscher über Jagdabenteuer, die sie in Afrika erlebten. Freilich gibt es auch Gegenden, in denen das Wild überhaupt fehlt. An solchen Punkten des schwarzen Kontinents ereignet es sich dann, daß die Forscher unter den qualvollsten Martern des Hungers zu leiden haben und sich mehr einem Skelett als einem Menschen ähnlich vorwärts schleppen. Serpa Pinto, der portugiesische Reisende, und ebenso Stanley erfuhren dieses Mißgeschick in erschreckender Weise auf ihren Reisen und entgingen nur mit Noth dem Hungertode. Dort aber, wo die Wasserläufe das Land durchströmen oder sich Seen finden, sammelt sich das Wild stets an, hier kommt es dann zu jenem Wildreichtum, der den Europäer fast sprachlos vor Erstaunen macht, hier lauert ein Thier dem anderen auf, wenn in der Nacht der Abstieg zur Tränke unternommen wird, und hier knallt auch die Büchse des Reisenden mit trefflicherem Erfolg.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Heberlistet. — Bekanntlich sind die englischen, besonders die Londoner Diebe ihren deutschen und französischen Kollegen an List und Verschlagenheit überlegen. Das schließt jedoch nicht aus, daß auch sie bisweilen überlistet werden, wie folgendes Ereigniß aus dem Leben des berühmten englischen Porträtmalers Jackson (+ 1836) beweist. Der Maler, welcher unverheirathet war, litt in seinen letzten Lebensjahren an der Gicht und war in so hohem Grade, daß er nicht zu gehen vermochte und sich in einem Räderstuhl aus einem Zimmer in das andere fahren lassen mußte. Dieser Umstand war in der ganzen Nachbarschaft von Bridgewater, wo der Maler wohnte, bekannt, ebenso, daß er sich nur einen einzigen Diener hielt, welcher oft stundenlang im Auftrage seines Herrn aus dem Hause abwesend war.

Ein gewandter Londoner Dieb hatte alles dies in Erfahrung gebracht und paßte eine Gelegenheit ab, wo Jackson seinen Diener, um Einkäufe zu machen, nach dem nächsten Stadtviertel geschickt hatte. Vor Ablauf einer Stunde konnte der Diener nicht zurück sein, und dieser Zeitraum war für den Gauner genügend, um sein Vorhaben auszuführen. Er trat von dem Hausflur in die unmittelbar daran liegende Küche, fand hier zu seinem Verdrusse die Köchin anwesend, faßte sich jedoch schnell und sagte: „Sie entschuldigen, mein Name ist Blackburne; James hat mir gesagt, daß Herr Jackson mich wegen seines Leidens zu sprechen wünscht.“

„Ah, Sie sind ein Arzt, mein Herr,“ fragte die nichts ahnende Köchin.

„So ist es, Fräulein.“

„Gut, dann gehen Sie nur hinauf. Der Herr ist augenblicklich sehr leidend, und wenn Sie nicht gerade ein Doktor wären, würde ich Sie nicht zu ihm lassen.“

Der falsche Arzt stieg die Treppe hinauf und trat, ohne anzuklopfen, rasch in Jackson's Wohnzimmer. „Guten Tag, Sir,“ sagte er höflich und die Thür offen lassend, damit die Köchin, falls sie lauschte, seine Worte hören könne. „Es thut mir leid, Sie in einer so schlimmen Lage zu finden.“

Dann, nachdem er die Thüre geschlossen, fuhr er fort: „Sie sind ganz hilflos und können sich nicht von der Stelle rühren, wie ich sehe, und Ihr Diener ist ausgegangen, ebenso die Köchin; ich bin Beiden auf der Straße begegnet.“

Der Maler stutzte und blickte den Eingetretenen sprachlos an.

„Es ist ganz unverzeihlich, Sie so allein zu lassen, denn sehen Sie, was die Folgen davon sind,“ begann Jener wieder. „Ich nehme mir die Freiheit, diese Uhr nebst Kette von dem Tische zu entfernen und mir zuzueignen. Da ich ferner bemerkte, daß die Schlüssel hier liegen, so werde ich diese Schubfächer aufschließen und nachsuchen, ob etwas darin liegt, was ich gebrauchen kann.“

„Meinethalben, lassen Sie zu,“ antwortete Jackson, der wohl wußte, daß er ihn nicht hindern konnte und zudem zweifelte, daß seine Hilferufe von irgend Jemand gehört werden würden. „Ich glaube indeß nicht, daß Sie mit Ihrem Raube weit kommen werden.“

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein,“ entgegnete der Dieb. „Uebrigens, mein werther Herr, ich raube nicht, sondern beße nur eine gewisse Liebhaberei für gewisse Gegenstände, die sich leicht verkaufen lassen, und deshalb nehme ich sie an mich.“

Inzwischen verlor er keine Zeit. In einem Eckschränke fand er das silberne Tafelgeschirr, sowie viele andere Dinge, die er des Mitnehmens für werth hielt. Noch waren keine zehn Minuten vergangen, als er sich durch einen raschen Blick vergewissert hatte, daß es nichts mehr für ihn zu nehmen gab. Im nächsten Moment hatte er Alles in ein Bündel zusammengepackt, machte dem Maler eine tiefe Verbeugung und verschwand.

Indessen war Letzterer ebenfalls nicht müßig gewesen. Die Gicht, welche ihm zwar das Gehen unmöglich machte, hinderte ihn aber nicht daran, seine Hände zu gebrauchen. Während sein ungebeter Besucher ganz von dem Gedanken an seinen Raub in Anspruch genommen war, hatte Jackson mit dem

Bleistift ein sprechend ähnliches Porträt des Diebes auf ein Blatt Papier gezeichnet, das auf dem Tische neben ihm lag.

Als der Diener bald darauf zurückkehrte, berichtete ihm sein Herr in kurzen Worten das Vorgefallene und schickte ihn mit der Bleistiftzeichnung nach dem nächsten Polizeiamt. Hier erkannte ein Detektiv in dem Porträt sofort einen wohlbekannten Gauner, und begab sich unverzüglich auf die Suche nach ihm, war auch so glücklich, ihn kurze Zeit darauf in einer Diebskneipe anzutreffen, noch ehe er Zeit gefunden hatte, auch nur einen einzigen der entwendeten Gegenstände zu veräußern. Am Vormittage hatte der Diebstahl bei Jackson stattgefunden, am Nachmittage wurde ihm der Dieb bereits vorgeführt, von ihm und der Köchin wiedererkannt, und die bei ihm gefundenen Gegenstände als dem Maler gehörig nachgewiesen.

Angeichts dieser Ueberführung wäre Leugnen Wahnsinn gewesen, der Dieb gestand daher sein Verbrechen ein und befand sich, noch ehe sechs Wochen

Humoristisches.



Erfreulich.

Arzt: Nun, meine Gnädige, wie geht's?
Patientin: Gar nicht gut!
Arzt: Mir sehr angenehm! Dann doch heute nicht umsonst hergekommen!



Verständnapp.

Onkel (auf Besuch): Teufel, ist das aber ein weiter Weg von Deiner Wohnung bis zur Universität!
Student: Nicht wahr, wenn man den jeden Tag gehen müßte!

verslossen waren, bereits auf dem Wege nach Botany-Bay, dem bekannten Sträflingsasyl in Australien. Bevor er dorthin abging, hatte er aber noch die Frechheit, den Maler schriftlich zu ersuchen, ihm das Bleistiftporträt, das zu seiner Ueberführung gedient hatte, zu schenken, damit er „wenigstens etwas von seiner Mühe habe“.

Jackson ließ es ihm mit der Bemerkung zugehen, er pflege zwar im Allgemeinen die von ihm gefertigten Bildnisse nicht zu verschenken, sondern im Gegentheil ziemlich theuer zu verkaufen, wolle aber, da es nur eine Bleistiftskizze und kein fertiges Porträt sei und dies ihn zudem vor großem Verluste bewahrt habe, für diesmal von seinem Principe abweichen. Das betreffende Bildniß begleitete den Gauner denn auch in der That nach seinem Deportationsort. [Gmn.]

Auch eine Kritik. — Der berühmte Klavier-virtuos und Komponist Chopin war einst von der Gräfin L. zu einer Theegesellschaft geladen worden. Nach Aufhebung der Tafel, bei welcher es nicht allzu reichlich hergegangen war, wurde Chopin aufgefordert, ein wenig zu spielen. Anfangs weigerte er sich, endlich aber schritt er zum Klavier und spielte einen reizenden, aber sehr kurzen Walzer. Entzückt über sein Spiel bebauerte die Gräfin nur die Kürze des Stückes. Da schaute sie Chopin lächelnd an und sagte: „Mein Spielen richtet sich immer nach dem Essen.“ [Dr. W.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Stern-Räthfels: „Ein Stern vom Theaterhimmel“ in Nr. 20:

Ordnet man die Buchstaben nach der Anzahl der bei denselben stehenden Strahlen, so geben die Doppelstrahlen, von oben beim P angefangen, in der Runde nach rechts herum gelesen: Phädra, die dreistrahligen, ebenso von oben beim W beginnend abgelesen, den Namen Wolter.

Räthsel.

Dem holden Frieden bin ich zugethan,
Ich bleibe fern blut'gem Streit und Zant;
Die Menschen meide ich und ihren Wahn,
Doch mische ich mich stets in frommen Dant.
Ich tön' entgegen aus des Donners Grollen
Und aus dem Drohwort deines Gegners dir;
Wer mich in frohem Kreis wird lachen wollen,
Forcht dorten sicherlich umsonst nach mir.
Im fernem Indien fühl' ich mich zu Hause,
Nicht minder auch im schönen Griechenland,
In Freude leb' ich, kieh' die stille Klausie,
Doch bringst du nimmer mich aus Rand und Band!
Auflösung folgt in Nr. 22. [Emil Noet.]

Auflösungen von Nr. 20:

des Füll-Räthfels:

V
M A X
N A T A L
V A T I K A N
C A C A O
M A I
N

des Logogriffs: Vorgen, Sorgen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.